

Das Kaffernalnd in alter Zeit.

gut vorübergegangen, und scheint uns die Regierung, wenigstens in den maßgebenden Zirkeln, nicht gerade ungünstig gesinnt zu sein. — Daß auch hier viel gebetet wird, können Sie sich denken. Möchte doch der liebe Gott in seiner Barmherzigkeit all diesem Kriegselend bald ein Ende machen! Wir vertrauen auf Ihn, Er wird schließlich alles recht machen.“

In einem zweiten Brief, den der Hochw. Herr Abt vor fünf Wochen schrieb, läßt er sich also vernehmen: „Bis zur Stunde ging in unserer Mission alles so ziemlich den gewohnten Gang, doch jetzt wird die Zeit der Not erst anfangen. Bei Ausbruch des Krieges waren die meisten Stationen gerade mit neuen Vorräten versorgt worden, der Mais war gekauft usw. Jetzt ist das alles aufgezehrt und nur wenig Geld zum Kaufen da; dazu sind die Preise sehr hoch. Künftig werden wir uns alle mit Maisbrot begnügen müssen, denn Weizen ist in Durban nicht mehr zu kaufen, weil eben keiner mehr da ist.“

In den oberen Stationen, speziell in Reichenau und Mariazell, die früher auch die kleineren Nachbarstationen versorgen mußten, hat der viele Regen der diesjährigen Ernte großen Schaden getan. Wir haben zwar bisher gesucht, unsere Schulen in Gang zu halten, aber wenn nicht bald genügende Hilfe kommt, weiß ich nicht, wie es gehen wird. Auch in vielen anderen Sachen rückt uns Mangel und Not immer näher. Möge uns der liebe Gott doch bald den Frieden schenken!“

So unser Hochwürdigster Vater Abt. Wer will nun der Marianhiller Mission in dieser Not zu Hilfe kommen? Man zeihe uns nicht der Unbescheidenheit, wenn wir die alte Bitte auch in der gegenwärtigen Kriegszeit wiederholen, wo auch sonst von allen Seiten so viele und große Opfer gefordert werden. Das Betteln fällt uns wahrlich schwer genug, doch wir tun es ja nicht für uns, sondern für unsere armen schwarzen Schulkinder, die sonst Gefahr laufen, ihren heiligen Glauben und damit alles zu verlieren. Wer noch ein Scherlein für die armen Heidentinder übrig hat, möge es willigen Herzens geben. Der liebe Gott wird es ihm in gegenwärtiger Zeit doppelt und dreifach lohnen.

Für die Sendung milder Gaben nach Afrika sorgt noch wir vor unsere Vertretung; denn über die neutralen Länder steht der Verkehr mit Südafrika noch immer offen. Für jede, auch die kleinste Gabe sagen wir unsern innigsten Dank und ein herzliches „Verkelt's Gott!“

Das Kaffernland in alter Zeit.

(Schluß.)

Für Jagdliebhaber wäre das ostafrikanische Küstenland das reinste Eldorado. Ich sah hier, schreibt Vater Thoman, neben Löwen, Tigern, Giraffen, Elefanten und Flußpferden das schönste Federwild. Namentlich gefielen mir die Kongas, eine Gattung braun und weiß gepunkteter Wildhennen (Perlhühner), sowie die Kangons, die man füglich mit den Truthühnern vergleichen könnte. Am Meere und den Flußufern entlang gibt es eine Menge Wasservögel, die den Störchen gleichen. (Plamngos?) Sie haben ungemein hohe Beine und sind mit schneeweißen Flaumfedern bedeckt.

Eine große Plage sind die weißen Ameisen (Termiten), die oft großen Schaden anrichten. Wo sie einfallen, zernagen sie alles. Kein Buch, kein Sack und kein Kasten ist vor ihnen sicher. Sie kommen scharen-

weise daher, und in wenigen Stunden ist von ihnen alles zernagt und zerstört; selbst Balken und Häuser werden von ihnen angegriffen. Man setzt deshalb die Füße der Tische und Bettstellen vielfach in ein Gefäß voll Wasser oder Asche, um wenigstens in Ruhe essen und schlafen zu können.

Nicht minder lästig bei Tag und bei Nacht sind die Moskitos, eine Mückenart, deren Stachel ein Gift in sich birgt. Will man von ihm bei Tisch nicht belästigt sein, so muß man einige schwarze Zungen an der Seite haben, die mit einer Serviette das lästige Ungeziefer vertreiben. Ich hatte oft großes Mitleid mit den armen, schlecht gekleideten Sklaven, wenn sie ihre Herren in den Palatins tragen mußten. Denn obgleich die Träger sich gegenseitig mit der flachen Hand auf den Rücken schlugen, um diese Schnaden zu töten oder zu vertreiben, so setzten sie ihnen dennoch derart zu, daß ihnen vielfach das Blut über den Rücken herabrann. Des Nachts werden daher die Betten durch feine Vorhänge oder Moskitoneze geschützt, ja die Portugiesen wickeln oft Füße, Hände und Kopf in solche Netze ein, um ungestört schlafen zu können.

Sonst wäre der Aufenthalt in diesen heißen Ländern, zumal an höher gelegenen Orten nicht unangenehm. Der Boden ist vielfach recht fruchtbar und würde bei einigem Fleiß reichen Ertrag liefern. Reis, Hirse, Bohnen und Erbsen gedeihen im Ueberflusse; fast ohne Mühe kann man hier auch die herrlichsten Südfrüchte haben, die ich zuerst in Indien so sehr bewunderte, die aber auch hier ganz vortreflich gedeihen, wie Limonen, Zitronen, Bananen, Ananas, Orangen usw.

Der vorzüglichste Reichtum des Landes aber, der die fremden Völker anlockt, besteht in den edlen Metallen. Goldsand z. B. wird in der Nähe von Tete so häufig gefunden, daß Weiße und Schwarze ihre Leute ohne weitere Erlaubnis dorthin schicken, um ihn zu graben. Unser alter Gewährsmann fügt bei: ich bin aber fest überzeugt, daß man ihn auch in vielen anderen Gebieten des Kaffernlandes finden würde, wenn man den nötigen Fleiß anwendete; doch die Schwarzen sind zu träge, und vielfach auch die Portugiesen. Sie begnügen sich, soviel aufzutreiben, daß es das Jahr hindurch zum nötigen Unterhalt und zum Spielen reicht. Denn die Portugiesen sind leidenschaftliche Spieler; die strengsten Gesetze gegen diesen Unfug bleiben infolge des bösen Beispiels der Großen wirkungslos.

Das Ausgraben des nicht tief unter der Erde liegenden Goldsand macht nur wenig Mühe. Ein gewisses Gras oder Buschwerk deutet die Stelle an, wo er sich findet. Man lockert hier mit einer Hacke den Boden ein wenig auf, wirft die Erde in hölzerne Gefäße und gießt Wasser hinzu, wodurch die Erde sich auflöst und der darin vorhandene Goldsand durch seine natürliche Schwere auf den Boden sinkt. Die Sammler müssen jeden Tag ein bestimmtes Quantum an einen Beamten abliefern. Sammeln sie mehr, so gehört der Ueberfluß ihnen, bringen sie weniger, so gibt es Schläge. — Dieser Goldsand ist so rein, daß er durch Schmelzen nur wenig von seinem Gewichte verliert. Zuweilen findet man ganze Stücke Gold, die so schön glänzen, als wären sie soeben geschmolzen worden. Mir selbst wurde einmal von meinem Obern ein solches Stück verehrt, das drei Unzen wog. Schon mancher hatte das Glück, Klumpen von der Schwere eines Pfundes zu finden.

Die Zeit des Einsammelns ist auf die Regenzeit festgesetzt, weil da überall Wasser zum Auswaschen in hin-

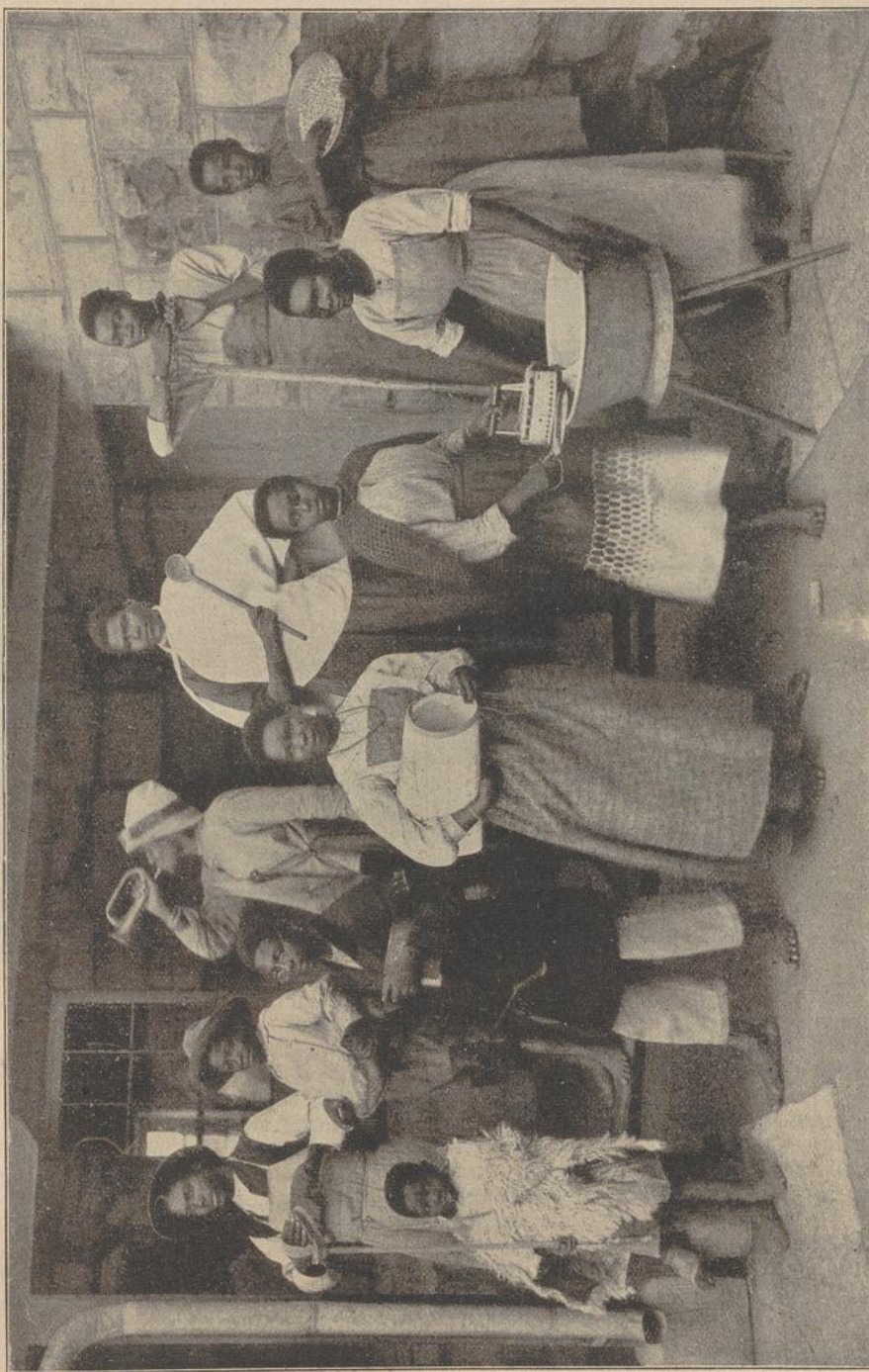
reichender Menge vorhanden ist; zu einer andern Jahreszeit müßte man die Erde bis zum Flusse hinuntertragen, der ziemlich weit davon entfernt ist. Mit der Arbeit sind die Weiber betraut; die Männer sind nur zur Aufsicht dabei und zum Schutz gegen feindliche Einfälle; denn es kommt nicht selten vor, daß fremde Rassen die Frauen überfallen, ihnen den Mund mit einer Hand voll Mehl verstopfen, damit sie nicht schreien können, und sie fort-schleppen, um sie entweder zu verkaufen oder als Sklavinnen zu gebrauchen.

Im ganzen von den Portugiesen besetzten Landstrich steht es jedem frei, Gold zu sammeln nach Belieben. Sich auf das Gebiet der benachbarten Rassenstämme zu wagen, ist jedoch nicht ratsam, weil die betreffenden Häuptlinge den Hochmut und die übrigen Laster der Weißen scheuen und in ihrer Ruhe nicht gestört sein wollen. Kurz bevor ich in die dortige Mission kam, waren die Portugiesen von einem solchen Häuptling schändlich versagt worden, und die Weißen hatten ihre liebe Not, um durch einen hohen Preis ihre gefangenen Frauen

und Kinder wieder auszulösen. Manche schicken daher ihre Schwarzen in das Königreich Mann, wo der aus-erlesenste Goldsand gefunden wird. Doch in der Regel kommt nicht viel dabei heraus. Das Land ist viel zu weit entfernt und die Reise mit zu großen Schwierigkeiten verbunden; oft fehlt es auch den Leuten an den

notwendigen Lebensmitteln, so daß sie auf dem Wege erliegen und sterben.

Leichter geht's, wenn ein glücklicher Zufall dem Goldsammler sein Geschäft erleichtert. So stieß einst



Das Hausgefeude der Missionsstation Hardenberg.

Von links nach rechts: 1. Der Hirtenhüh. 2. Hofknecht. 3. Hausdiener. 4. Kutscher. 5. Postbote. 6. Die Lehrerin. 7. Verletzte Köchin. 8. Waschmeisterin. 9. Die Gärtnerin. 10. Das Waschmädchen. 11. Die Hüterin.

eine Rassenfrau auf einen riesigen Termitenhäufen. Sie sah einige Goldkörner dazwischen glänzen, füllte ihr hölzernes Gefäß mit der von den Ameisen zusammengetragenen Erde und erhielt, als sie dieselbe auswusch, den schönsten Goldsand in ganz unerwarteter Menge. Sie setzte die Arbeit fort, bis auch andere

Weiber darauf aufmerksam wurden. Nun begannen sie mit vereinten Kräften zu graben und den ganzen Hügel abzutragen. Man zog aus demselben einen Wert von vielen tausend Gulden; einige tausend davon erhielt mein Vorgänger in Marangue, der damit eine schreiende Missionschuld tilgen konnte. Wie viel Gold könnte wohl in diesen Ländern gefunden werden, wenn ein arbeitssames und kluges Volk es verstünde, die Goldminen aufzufuchen und auszubeuten! Denn ich bin fest überzeugt, daß der Goldsand, den man hier in so bedeutender Menge fast auf der Oberfläche der Erde findet, durch das Regen- und Quellwasser von den benachbarten Bergen herabgeschwemmt wird. Die Goldländer haben zwar zu meiner Zeit versucht, vom Vorgebirge der guten Hoffnung aus nach diesem Goldland

Herrn unterwirft, ein dritter endlich durch Geburt. Denn die Sklaven sind meist verheiratet, und nach den Landesgesetzen bleiben die Kinder von Sklaven ebenfalls der Herrschaft, der die Eltern angehören, unterworfen. Mancher hält dies für ein Glück, zumal wenn sein Herr ein Europäer und von gnädiger Gemütsart ist; denn sein Gebieter muß ihn nicht nur nähren und kleiden, sondern auch gegen jedes Unrecht beschützen, indem jede Unbill, die dem Diener zugefügt wird, auf den Herrn zurückfällt.

Zeigt ein junger Sklave Fähigkeiten, so läßt man ihn ein Handwerk lernen. Ein solcher wird überhaupt von seinem Herrn mehr geschätzt, besser gehalten und im Christentum gut unterrichtet. Ihre Arbeit ist nicht besonders schwer; ich kann versichern, sagt Vater Thoman,



Ein Kaffernheim. (Das primitive Strohdach harret noch der Vollendung.)

vorzudringen, allein sie stießen dabei auf unüberwindliche Schwierigkeiten und mußten ihren Plan wieder aufgeben.

Sonderbar ist, daß hier bei dem reichen Vorrat an Gold nur selten Silber angetroffen wird. Einige Jahre vor meiner Ankunft fand zwar ein Dominikanerpater in einem Walde einen sehr großen Klumpen reinsten Silbers, doch seit jener Zeit hat man nirgends mehr eine Spur dieses Metalles entdecken können. An der Küste gibt es auch Ambra, weiße und rote Korallen und einige Kristalle, allein die Schwarzen geben sich keinerlei Mühe, diese Sachen aufzufuchen, zumeist aus Arbeitsscheu, um von den goldgierigen Europäern nicht noch mehr gedrückt und zur Arbeit angehalten zu werden.

Sklaven gibt es hier eine Menge, doch ihr Los ist keineswegs so schlimm, als man vielfach glauben möchte. Sowohl die Schwarzen, wie die Portugiesen halten Sklaven. Der eine wird Sklave durch Gefangenschaft im Krieg, der andere durch einen freiwilligen Vertrag, indem er sich für ein bestimmtes Quantum Waren, die gewöhnlich in Tüchern und Glasfossilien bestehen, einem

daß die Bedienten, Knechte und Mägde in Europa zehnmal mehr arbeiten müssen und oft viel härter gehalten werden, als diese Sklaven. Letztere muß man immer mit einer gewissen Schonung behandeln, weil sie sonst davonlaufen und so ihren Herrn in große Verlegenheit bringen können.

Selten schickt man einen Sklaven von hier nach Asien oder nach Amerika und fast immer nur solche, die freiwillig gehen oder zur Strafe für ein Verbrechen fortgeschafft werden. Am Leben wird der Sklave nur in dem einen Falle gestraft, wenn er einen Aufruhr anstiftet. Ein solcher wird einfach vor die Mündung einer Kanone gebunden und in Stücke geschossen. Verweisung aus dem Lande erscheint diesen Schwarzen oft härter als der Tod, und es geschieht nicht selten, daß sie sich in einem solchen Falle selbst entleiben. Ich habe dies einmal während meines Aufenthaltes in Tete selbst erfahren. Ein Schwarzer hatte da einen andern erschlagen und sollte zur Strafe dafür nach Indien transportiert werden, doch im Gefängnisse nahm er sich selbst das Leben, so daß ich mit einem Schläge zwei schöne, kräftige Männer unserer Residenz verlor.

Das Missionswerk unter den hiesigen Schwarzen ist mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden. Ich habe zwar während meines ziemlich kurzen Aufenthaltes nicht wenig erwachsene Personen und sehr viele Kinder getauft, immerhin aber muß man sagen, daß die Bekehrung dieser Volksstämme nur langsam vor sich geht. Die beiden Haupthindernisse sind die unter den Schwarzen herrschende Vielweiberei und das böse Beispiel der europäischen Kolonisten. Wie können die Kaffern eine Religion achten, deren Vorschriften sie von den eigenen Bekenntnern aufs schändeste übertreten sehen?

Unsere Gegner wollen den angeblichen Geiz der Missionäre als Hauptgrund des Mißlingens der Christianisierung angeben, und werfen namentlich uns Jesuiten vor, wir seien nur darauf bedacht, uns Reichtümer

Beschwörung von Blitz und Ungewitter.

Von Schw. Amata, C. P. S.

Citeaux. — Ngcobo zählte zur zweifelhaften Zunft der Kafferndoktoren. Er verstand sich aber nicht bloß auf die Heilung körperlicher Krankheiten und Gebrechen, sondern gebot selbst dem Himmel und seinen Einflüssen; er konnte regnen lassen, wann er wollte und bannte den zündenden Blitzstrahl.

Begreiflich, daß so ein Held in erster Linie sein eigenes Heim gegen Blitz und Ungewitter zu sichern suchte. So ging er letztes Frühjahr, als die ersten Regen einsetzten — in Natal regnet es im Winter, d. h. Mitte Mai bis Anfangs Oktober, fast nie — auf den nahen Berg, holte sich dort ein geheimnisvolles Kraut, vermischte es grün mit dem Blute eines Tieres und be-



Bei der Prozession am Ehrentage.

zu erwerben und Schätze zu sammeln, doch unleugbare Tatsachen haben das Gegenteil bewiesen. Als in den portugiesischen Besitzungen der Jesuitenorden plötzlich aufgehoben und die Missionäre festgenommen wurden, fand man in unserer Hauptresidenz Sena knappe 3000 Gulden vor, die übrigen Missionen aber hatten nur Schulden aufzuweisen. Wohl besaßen wir an manchen Orten auch liegende Güter, aber der Ertrag reichte kümmerlich hin, die Missionäre und ihre wenigen Diener zu unterhalten."

Soweit Vater Moriz Thoman. Weil wir jedoch aus der Hand dieses eifrigen Missionärs eine höchst interessante Schilderung der Vorgänge besitzen, die sich gelegentlich der Festnahme der Jesuiten in Sofala und während ihres Transportes von dort nach Lissabon abspielten, wollen wir diese denkwürdigen Ereignisse in einer eigenen Artikelserie behandeln.

Iprenge damit in stiller Abendstunde seine Wohnhütte von innen und außen. Daß von Stunde an sein Kraal gegen Blitzschlag absolut gesichert sei, war ihm so einleuchtend und stand so unzweifelhaft fest, daß er darauf Gist genommen hätte.

So saß er eines Tages mit drei seiner Kinder in der rauchgeschwärzten Hütte.

Am fernen Horizont zog ein schweres Gewitter auf; doch was kümmerte das ihn? Er war ja versichert; kein Blitzstrahl konnte ihm und seiner Hütte nahen. — Der Himmel wird immer dunkler, Regen und Sturm setzt ein, — da, ein grell aufleuchtender Blitz, ein dröhnender Donnerschlag und des Zauberers Kraal ist getroffen. Zwei der Kinder sind sofort tot, das dritte wird vom Blitz aus der Hütte herausgeschleudert und kommt so mit dem Schrecken und einigen Brandwunden davon. Ngcobo selbst wurde besinnungslos in eine Ecke geschleudert. Wie er aufwacht, sieht er von seiner Hütte nichts mehr als einen rauchenden Schutthaufen. Die ganze Einrichtung, auch was er an Mais und Amabele (einer einhei-